

Spielfilm im Fernsehen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Zoom : illustrierte Halbmonatsschrift für Film, Radio und Fernsehen**

Band (Jahr): **23 (1971)**

Heft 22

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Was nicht Geschichte ist, ist «furchtbar schön». Es erscheinen kaum Konflikte. Die Revolution ist abgeschlossen. Alle Leute sind glücklich. Der sowjetische Film hat eben nicht Spiegel des Lebens, sondern Vorbild für das Leben zu sein. Diese pädagogische Absicht ist zu stark spürbar. Sie ärgert in jedem Fall. Entsprechend der inhaltlichen Zweckbegrenzung bleibt auch die künstlerische Gestaltung unoriginell.

Sind die Sowjets nicht zu beneiden um so viele «schöne», «saubere» Filme? Würden bei uns staatlich kontrollierte Studios spontanere, eigenwilligere Sachen drehen, dürfen, können, wollen?

Theo Krummenacher

PS. Auf die übrigen Filme des Festivals von Nyon werden wir in einem zweiten Bericht zurückkommen.

Trotz Widerstand ein Erfolg

Erste kirchliche Filmbörse in der Bundesrepublik

Eine Mustermesse für den Filmeinkauf der Kirchen, das hat es in der Bundesrepublik bisher noch nicht gegeben, und so hätte es nicht verwundert, wenn die von der Evangelischen Konferenz für Kommunikation veranstaltete viertägige «Filmbörse 71» in Duisburg mit einem Fehlschlag geendet hätte. Bislang blieb den Leitern der kirchlichen Film- und Bildstellen nichts anderes übrig, als die für ihre Zwecke nicht unbedingt ergiebigen Festivals zu besuchen oder sich aufs Geratewohl Nachschub für den nicht-kommerziellen Verleih zu beschaffen. Da in Deutschland für die kirchliche Filmarbeit bereits eine überregionale Verleihorganisation besteht (Matthias-Film-Gesellschaft), wurde dem Organisatoren der Filmbörse, dem Filmreferenten Walter Schobert, Kompetenzüberschreitung vorgeworfen. Schobert verteidigte die Filmbörse mit dem Hinweis, dass die meisten der von ihm ausgewählten 60 Kurzfilme bisher überhaupt keinen deutschen Verleih gefunden hätten und etliche Hersteller Kontakte mit einer nach kommerziellen Gesichtspunkten ausgerichteten Organisation ablehnten. Im Grunde aber rechtfertigte die Filmschau sich selber: Sie bot ein Non-stop-Programm brauchbarer Beiträge – vom 50-Sekunden-Trickfilm über den kurzen Dokumentar- und Spielfilm bis zur Fernsehsendung – und vermittelte nebenbei einen Überblick über neue Tendenzen im Filmschaffen, neue Themen und neue Gestaltungsmethoden. Obwohl die Stimmung im Zuschauerraum anfangs nach etlichen technischen Pannen ziemlich gereizt schien, fiel eine zur Halbzeit vorgenommene Abstimmung überraschend positiv aus: Die meisten Filme schienen den Teilnehmern für die kirchliche Arbeit gut oder gar sehr gut geeignet.

Dabei passte kein einziger Beitrag in das Schema der früher üblichen Vorstellungen vom «guten Film». Hansjürgen Hilgerts Dokumentarfilm «Shit» zum Beispiel beeindruckte, weil er dem Betrachter kein Verdikt aufdrängt, sondern es ihm selbst überlässt, aus den freimütigen Interviews der mit Rauschgift vertrauten Jugendlichen eigene Schlüsse zu ziehen. Die Situation des modernen Arbeiters, Schwierigkeiten in der Kindererziehung, Rassenvorurteile und Krieg standen im Vordergrund der Themenauswahl. Grosse Beachtung fand der Schweizer Filmbericht «Angèle» (Yves Yersin), der mit seiner nüchternen Schilderung eines Altersheims vor allem jüngere Zuschauer das Gruseln lehrt – ein Film, der an einem schockierenden Beispiel Zustände sichtbar macht, die durch die Fassade besser geführter Häuser allzu beruhigend verdeckt sind.

Die Zeichentrickfilme befassten sich vor allem mit der Übertechnisierung des modernen Lebens und mit der zunehmenden Kontaktarmut und Isolierung der Menschen. Der Beitrag «No Arks» («Keine Archen») stand beispielhaft für den in diesem Filmgenre oft wiederholten Versuch, Ernsthaftes mit hintergründigem Humor schmackhaft zu machen; das Bildgeschichtchen vom biblischen Erzvater, der sich unvermutet einem chinesischen Noah mit Arche gegenüber sieht, gewann zudem noch politische Aktualität. (Der Film ist im Verleih ZOOM erhältlich.) Die oft sehr geglückten Mini-Animationsfilme brachten allerdings auch ein praktisches Problem

in die Diskussion: Noch ist eine Filmvorführung technisch so aufwendig, dass sie sich für einen Ein-Minuten-Film nicht lohnt, eine Filmkette wiederum macht die Wirkung der einzelnen Trickfilme zunichte. Auf der anderen Seite werden gerade diese Filme von Lehrern bevorzugt, weil es für jüngere Kinder kaum etwas anderes Brauchbares gibt. Bessere Kontakte mit Pädagogen und mit Filmherstellern sind schon jetzt für die nächste Filmbörse geplant. Als Informationsschau hat diese Einrichtung für die Zukunft gute Aussichten; wie weit sie sich als Umschlagplatz für Filmkopien bewährt, muss sich noch zeigen. Der Nachholbedarf in den deutschen Gemeinden wird immer grösser, je mehr sich die Leute, der Sex- und Lümmelfilme überdrüssig, von den kommerziellen Kinos zurückziehen. Staatliche und kirchliche Film- und Bildstellen können eine ständig zunehmende Nachfrage feststellen. Für den Schul- und Konfirmandenunterricht, als Anspiel für Gottesdienste, Seminare oder Diskussionen sind gerade die kurzen Filme sehr begehrt. Das Medium Fernsehen entzieht sich bis jetzt allerdings der nicht mehr nur auf blossen Konsum gerichteten Publikumserwartung. Ehe eine Fernsehsendung oder ein im Fernsehen gesendeter Film zur Nachbesprechung in eine Gemeinde ausgeliehen werden kann, vergehen Monate. Hier bürokratische Hindernisse abzubauen, ist eine Aufgabe, die eine nichtkommerzielle Einrichtung wie die Filmbörse vielleicht eher löst.

Dorothea Hollstein

SPIELFILM IM FERNSEHEN

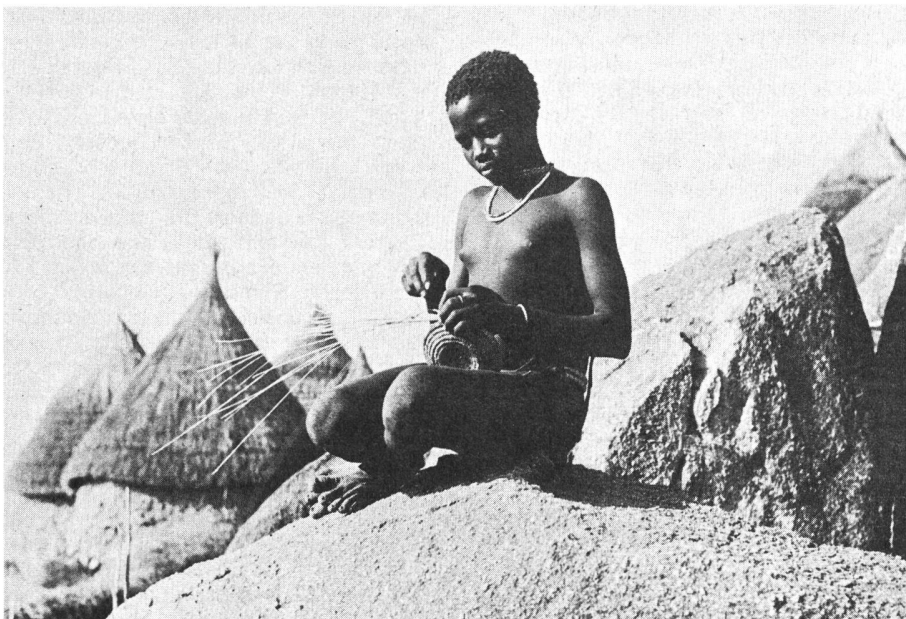
21. November, 15.20 Uhr, DSF

Mandara

Dokumentarfilm von René Gardi

Im Bergland von Mandara, im Nordkamarun gelegen, leben die Neger vom Stamme der Matakam. Es sind grossgewachsene Menschen, und bis in die Neuzeit hinein wurden sie von der modernen Zivilisation nicht berührt. Als sich René Gardi gegen Ende der fünfziger Jahre zu ihnen begab, um einen Farbfilm zu drehen, waren sie sich wohl kaum ihrer Rollen bewusst. Lichtspiele gibt es nicht bei den Matakam. «Sie leben ohne Zweifel», sagte René Gardi damals, «und wer jenseits des Zweifels leben kann, lebt glücklich.» Ob das auch heute noch so ist, über ein Jahr-

zehnt danach, muss bezweifelt werden: Wenn unsere Zivilisation sie noch nicht erreicht hat, wird sie sie über kurz oder lang einholen, und damit erreichen auch die Matakam Anfechtungen und Zweifel. Diese dunkelhäutigen Menschen, von unwirtlichen Bergen gegen die Aussenwelt relativ gut abgeschirmt, führten ein archaisches Dasein. Sie kannten die Kunst, «Eisen zu kochen», das Eisenerz-magnetit, das sie in ausgetrockneten Flussläufen fanden, in einfachen Reduktionsöfen zu Eisen und später dann in Waffen, Schmuck und Gebrauchsgegenstände zu verwandeln. Die Matakam sind noch ein echtes Naturvolk. Der Film ist zu einem späten Dokument eines Daseins, das mehr und mehr zum fernen Menschheitstraum wird, heute zuweilen imitativ von zivilisationsmüden Weissen nachgeahmt, geworden. Die Wirklichkeit dieser



Sie leben ohne Zweifel: das Naturvolk der Matakam im Bergland Mandara (Nordkamerun)

Naturwelt aber ist anders, als man es sich in «rousseauischem Geiste» träumen mag. Gardis Film beobachtet ein schwarzes Arkadien, in dem es sich gewiss in glücklicher Einfachheit und Einfalt lebt – in der es aber auch unglückselige Krankheit, Götterfurcht und Unwissenheit gibt. Der Dokumentarbericht ist auch für Jugendliche sehr geeignet.

21. November, 20.15 Uhr, DSF

How to Murder a rich Uncle

(Onkel George und seine Mörder)

Sir Henry Clitterburn, später Spross echter Aristokraten, in eine Zeit hineingestellt, die seinem Nobelgeschlecht nicht mehr so ganz entspricht, steht vor einem Schuldenberg. Der vornehme Sitz, auf dem er mit seiner Familie lebt, ist vom Verfall bedroht. Sir Henry sinnt auf Rettung, und er entdeckt die einzige Rettung, die es gibt. Es ist eine erschreckende Rettungsaktion, doch da ihre Abwicklung im «guten alten Stil Familiensache» bleibt, denkt Sir Henry, ist es halb so schlimm. Er beschliesst, den ebenso alten wie reichen Onkel George, der nächstens zu Besuch eintrifft, in eine bessere Welt zu befördern. Er plant mit Frau und Kind, ihn umzubringen. Kaum ist Onkel George auf dem Landsitz eingetroffen, passieren denn auch unheimliche Dinge – nur laufen sie alle samt und sonders anders ab, als Sir Henry sich das vorgestellt hat. Mit Fug und Recht darf behauptet werden, die Geschichte, die da erzählt werde, sei eine entsetzliche Geschichte. Nur treiben die Briten, die diese dreiste Sache in Szene setzten, wieder einmal im Stil der

«schwarzen Komödie» mit dem Entsetzten Scherz: Das Grässliche wird zur Karikatur seiner selbst, das Makabre erscheint als Spass, der durchsichtig auf die Machtart bleibt – aber auch allerhand boshafte Hinweise auf die Morbidität der eigentlichen Wirklichkeit enthält. Nigel Patrick spielt Sir Henry, den Mordbuben aus missverstandenen Adelsstolz, und er ist zugleich sein eigener Regisseur. Als Erb-onkel aus Amerika kommt Charles Coburn herzugereist, und Lady Clitterburn ist keine Geringere als Wendy Hiller, die man einst in der Shaw-Verfilmung «Pygmalion» und später auch in «Major Barbara» gefeiert hat. «How to Murder a Rich Uncle», 1958 in unsere Kinos gekommen, gehört nicht zur Spitzenklasse der britischen Komödien. Aber ein Spass ist das Opus auch so.

22. November, 21.00 Uhr, ZDF

A Taste of Honey

Der britische Spielfilm «A Taste of Honey» «Bitterer Honig», entstand nach dem gleichnamigen Schauspiel von Shelagh Delaney. Die Autorin war neunzehn Jahre alt und Arbeiterin, als sie ihr Stück auf Grund einer Wette mit Freunden schrieb. Und sie hatte damit einen sensationellen Erfolg. Richardson, der sich u. a. bereits mit den beiden Osborne-Verfilmungen «Blick zurück im Zorn» und «Der Komödiant» einen Namen gemacht hatte, hat das psychologische Kammerspiel der Delaney, ihre poetisch-realistische Milieuschilderung von den Vorstadtstrassen Manchesters, geschickt in die Sprache des Films übersetzt. Die Geschichte von dem Mädchen Jo, das ein Kind von einem farbigen Matrosen erwartet, das sich – von seiner Mutter allein gelassen – mit dem homosexuellen Geoffrey eine merkwürdige Idylle schafft, die schliesslich vom robusten Besitzanspruch der Mutter wieder zerstört wird, diese Geschichte

gewinnt in der Verfilmung unmittelbare Präsenz.

Etwa Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre hatte auch der britische Film seine «neue Welle». Einige junge Regisseure debütierten, in deren Filmen man eine neue Sicht der Wirklichkeit notieren konnte. Sie berichteten vom eintönigen Alltag der Arbeiter und kleinen Angestellten, sie richteten ihre Kameras auf schmutzige Hinterhöfe und öde Vorstadtstrassen, ihre «Helden» waren nicht selten gebrochene Existenzen, die sich gerade an dem reiben, was die Mehrheit eine «normale bürgerliche Existenz» nennt. In diesen Kreis gehört Tony Richardson. Er hat die literarische Vorlage von Shelagh Delaney ganz überzeugend in die reale Umgebung der Industriestadt Manchester gestellt und dabei die psychologischen Aspekte und die poetischen Akzente des Schauspiels bewahrt. Bei den Filmfestspielen in Cannes 1962 wurden sowohl Rita Tushingham als auch Murray Melvin für ihre darstellerischen Leistungen mit einem Festival-Preis ausgezeichnet.

25. November, 20.15 Uhr, ARD

Me and the colonel

(Jakobowsky und der Oberst)

Auf der Flucht durch Frankreich vor den deutschen Truppen müssen zwei Männer miteinander zurechtkommen, wie sie verschiedenartiger kaum vorstellbar sind. Der eine ist ein jüdischer Emigrant aus Polen, der die Kunst des Überlebens zu verblüffender Meisterschaft entwickelt hat, der andere ein standesstolzer polnischer Aristokrat. Dieser blaublütige Oberst hat für seinen gewitzten Landsmann anfangs nur Verachtung übrig, lernt ihn jedoch in jenen aufregenden Tagen bald mehr und mehr schätzen. Der amerikanische Spielfilm «Jakobowsky und der Oberst» (1958) entstand nach dem gleichnamigen Bühnenstück von Franz Werfel; aus einer bitterernsten Situation entwickelt sich hier eine sehr menschliche Komödie. Danny Kaye spielt den einfallsreichen Jakobowsky, sein Partner ist Curd Jürgens. Der Brite Peter Glenville führt Regie.

25. November, 22.00 Uhr, DSF

Filmszene Schweiz

Vier Kurzfilme von unabhängigen Filmautoren

Die vorerst letzte Folge der Reihe «Filmszene Schweiz» in diesem Jahr gilt wiederum in erster Linie der Information und in zweiter der Unterhaltung. Werke unabhängiger Filmautoren werden vorgestellt, vier Kurzfilme, von denen zwei in Farbe, zwei schwarzweiss gedreht worden sind. Hans Rudolf Haller spricht die Einführun-

Der Untertan

Am 9. Oktober dieses Jahres ist Wolfgang Staudte 65 Jahre alt geworden. Aus diesem Anlass nannte Friedrich Luft den Filmmacher, der aus der Ostzone in die Bundesrepublik abwanderte, einen «Moralisten mit der Kamera», und er verschwieг nicht: «Staudte hat bei der DEFA in Ost-Berlin die besten Filme seiner Karriere gemacht. «Der Untertan», nach Heinrich Manns Roman, war einer der Filme, die zu den wenigen inzwischen klassisch gewordenen gehören dürfen. Da war subtil, parteiisch nicht ohne Sarkasmus und zuweilen sogar mit Humor eine ganze deutsche Epoche blossgestellt.» Der «Untertan» (1951) ist im Gesamtwerk Wolfgang Staudtes sozusagen der dritte Teil einer chronologisch sich rückwärts entwickelnden Trilogie. «Die Mörder sind unter uns», polemischer Bericht über die Jahre nach der Hitlerzeit, und «Rotation», ein anklägerisches Werk über die Tage vor der Machtergreifung Hitlers, gingen voraus.

Erzählt wird in «Der Untertan» die Geschichte eines gewissen Diedrich Hesselinger, getreuer Diener Seiner Majestät Kaiser Wilhelm II. In einer Provinzstadt, umgeben von Gesellschaftsklatsch, Ständesdünkel und preussischer Lebensart, wächst er auf, kommt als Student in die Grosstadt, wo er die falsche Romantik des deutschen Biertisches und der Mensuren kennenlernt, und kehrt bald als schneidiger Doktor ins Kleinstädtchen zurück, um dort die Geschäfte des Vaters zu übernehmen, fleissig vor den Oberen zu buckeln und nach unten zu treten weiss. In Verachtung für seine Untergebenen und in Zerstörungswut einem Geschöpf gegenüber, das ihm in blinder Liebe ergeben ist, wächst er zum Inbegriff des «Untertans» heran: Dem Kaiser ergeben, vom «Wunsch beseelt, Volk und Vaterland zu dienen», wächst in ihm und in seinen Kindern jener Geist der Unterwürfigkeit, Trägheit und protzigen Selbstherrlichkeit, der später Auschwitz und Dachau ermöglicht hat. Treue und Pflichterfüllung erscheinen hier in einer Verzerrung, die nachdenklich macht. Dr. Martin Schlappner (NZZ) spricht einführende Worte zum Film.



Prädikate

FP. «Olympische Herausforderung» (Knoop-Film) wurde als abendfüllender Dokumentarfilm von der Filmbewertungsstelle Wiesbaden mit dem Prädikat «Besonders wertvoll» ausgezeichnet. Als «wertvoll» bezeichnet wurden die Spielfilme «Little Big Man» (Regie Arthur Penn), «Love Story» (Arthur Hiller), «Sommer '42» (Robert Mulligan) und «Un condé» (Yves Boisset).

gen und unterhält sich in einem kurzen Gespräch mit Regine Bebié, der Autorin des Films «Märchen», den sie zusammen mit dem Kameramann Rob Gnant geschaffen hat. Von den vier Beiträgen bedarf das «Märchen» am ehesten einer Erklärung oder Begründung: Diese Gegenüberstellung von Tonaufnahmen, die das Gespräch zweier Kinder über die Figuren und Geschehnisse im «Dornröschen» festhalten, mit der farbigen Bilderwelt des Films, in der das Märchen in bewusst gespreiztem Stil dargestellt wird, schafft einen gewissen Affront. Die Zuschauer werden selbst entscheiden müssen, für welche Seite der Märcheninterpretation sie Partei ergreifen, ob fürs «alte» oder fürs «neue» Märchen – oder für keines von beiden.

Sehr intellektuell, von den Werken eines Saul Steinberg beeinflusst, ist Urs Graf's kleiner Trickfilm «Eine Linie ist eine Linie ist eine Linie». Die Linie bleibt darin für Graf, der seine Figuren mit Tuschstift direkt auf den Negativfilm gezeichnet hat, keineswegs nur eine Gerade. Er zeigt, dass sie «Medium» oder Mädchen für alles ist.

Stark in der Optik, von ausserordentlicher, oftmals überbetonter Ästhetik ist Kurt Aeschbachers und Otto Baranowskis Schwarzweissfilm «La Maggia», den sehr schön auch die elektronische Musik von Bruno Spörri im Ausdruck ergänzt. Im Flussbett der Maggia, wo es bizarre Steinformationen gibt, haben die beiden Autoren ihren Film gedreht, ganz ohne Kunstlicht übrigens, unter zum Teil schwierigen und abenteuerlichen Arbeitsbedingungen. Kurt Aeschbacher ist der Auffassung, dass es ein Genuss sein kann, «einen ruhigen Film zu sehen, in dem nicht unbedingt Personen vorkommen, wo die Handlung abseits liegt, wo man zehn Minuten lang einfach mit dem Auge geniessen kann». Den Abschluss der Sendung macht ein kleines Juwel des Schweizer Trickfilmschaffens: «Chimères» von Santiago Arolas. Der seit 15 Jahren in der Schweiz lebende Filmautor, der mit einer Schweizerin verheiratet ist, hat eine äusserst reizvolle Parabel über den Machtwahn des Menschen, der unbedenklich mit dem «Feuerzeug» spielt, in Bilder umgesetzt.

26. November, 20.20 Uhr, DSF

The Racket

In den fünfziger Jahren haben die Amerikaner eine Reihe von Gangsterfilmen geschaffen, die sich nicht nur darin erschöpften, Spannung und Nervenkitzel zu erzeugen. Sie befassten sich, wenn auch in etwas schematischer oder kolportagehafter Weise, mit der Korruption des staatlichen Apparates durch verbrecherische Elemente. Zu diesen Filmen gehört «The Racket» («Das Syndikat»), 1951 von John Cromwell als Remake eines berühmten Films aus dem Jahre 1929 (Regie Lewis Milestone) gedreht. In gewissem Sinn kann dieser Thriller, der sich kaum durch gestalterischen Eigenwillen

auszeichnet, jedoch durch seinen Inhalt interessiert, als Vorläufer gesellschaftskritischer Filme, wie «On the Waterfront» und «Schmutziger Lorbeer» gelten. Von John Cromwell, der 1929 mit seiner Filmarbeit begann, stammen Filme wie «Of Human Bondage» (1934), «The Prisoner of Zenda» (1937), «Son of Fury» (1942), «Anna and the King of Siam» (1946) und «The Goddess» (1958).

Robert Ryan spielt den Gangster Nick Scanlon, der sich zum Beherrscher einer amerikanischen Stadt aufgeschwungen hat. Er ist ein «Verbrecher alter Schule», brutal bis zum äussersten, despotisch und draufgängerisch, überzeugt von seiner Persönlichkeit: ein Mann des total pervertierten Feudalismus, der die Welt nach seiner Pfeife tanzen lassen will. Sein Untergang beginnt, als ihm der Polizeibeamte Captain Tom McQueeg (Robert Mitchum) entgegenarbeitet. Dieser Mann, den Scanlon lange Zeit von sich fernzuhalten wusste, ist für den Gangster ein ebenbürtiger Gegner.

26. November, 22.45 Uhr, ZDF

Night of the Hunter

Charles Laughtons einzige Regiearbeit

Ein einziges Mal wurde Charles Laughton zur Filmregie zugelassen: Mit 56 Jahren durfte sich der Darsteller des «Glöckners von Notre Dame» und vieler anderer Gestalten der Weltliteratur den Wunsch erfüllen, «The Night of the Hunter» («Die Nacht des Jägers»), einen amerikanischen Roman von David Grubb, nach eigenen Vorstellungen ins Bild zu setzen. Das führte zu einem höchst eigenwilligen Resultat: einem weithin wortlosen, unwirklichen Stimmungsfilm in einer fast surrealen Traumwelt.

Die Story gerät darüber zur Nebensache. Der «Jäger» des Titels ist ein falscher Wanderprediger, der zwei Kinder verfolgt, um die 10000 Dollar eines Bankräubers an sich zu bringen, die das kleine Mädchen in seiner Puppe mit herumträgt. Wichtiger sind Laughton die Stilmittel, zu denen ihn die düstere äussere wie innere Landschaft des Grubbschen Buches inspirierte. Es sind weitgehend die Angst und Schrecken beschwörenden Mittel des Stummfilms: steigende Nebelschwaden am Fluss, flackerndes Licht, dämonisierende Schatten, sparsames Dekor, expressionistische Bauten. Laughton scheut dabei weder die Gefahr des Klischees noch Anleihen bei der phantastischen Welt der Romantik, etwa wenn er den nächtlichen Strom zeigt, auf dem das Boot mit den fliehenden Kindern treibt, während der Jäger ihnen zu Pferde und eintönig psalmodierend am Ufer folgt. Der Film schwankt ohne Zweifel zwischen Naivität und Meisterschaft. Gleichzeitig verweist er auf ein lesenswertes Buch («Die Nacht des Jägers» von D. Grubb, Blanvalet 1954), dessen soziale Implikationen (Amerikas Agrargebiete zur Zeit der Wirtschaftskrise) und religiöse Hintergründe (Sektentum) im Film nur andeutungsweise spürbar werden.